

Sonntagsbeilage zum Kölner Local-Anzeiger.

Mit besonderer Abteilung: Für die Frauen und Kinder.

Die Wilhelmshöhe.

Der Weg zur Verühmttheit ist das Bekanntwerden. Es gibt gar manchen schönen Erdenfleck, der unbeachtet bleibt, weil kein Sommerfrischling, kein Forschungsreisender, kein Gesundheitsapostel mit dem Finger darauf hinweist. Ist es nun ein Fürst, der die Rolle des Wegweisers übernimmt, so wälzt sich alsbald hinter ihm her der Strom von Ausflüglern und Fremden. Seitdem Kaiser Wilhelm II. die Wilhelmshöhe bei Kassel zur Sommerresidenz erhoben hat und die kaiserliche Familie alljährlich mehrere Wochen daselbst zubringt, ist die Anziehungskraft des Schlosses gewaltig gestiegen.

Wilhelmshöhe ist eigentlich mehr als ein Königsschloß; es gehören dazu reizvolle Parkanlagen mit den weltberühmten Wasserfontänen. Wer einmal unter dem Banne und Zauber dieser harmonischen Vereinigung von Natur und Kunst gestanden, pflichtet vielleicht dem vielgereisten Franzosen bei, der nach einem Besuche niederschrieb: „Wahrlich, in meinem ganzen Leben habe ich nichts Ähnliches gesehen.“ Preisvoller drückte Klopstock sein Entzücken aus: „Mein Gott, welch einen schönen Gedanken hat euer Fürst in Gottes Schöpfung hineingeworfen!“ Der Fürst, den er meinte, war ein heftiger Landgraf. Genau genommen, haben mehrere Landgrafen an diesem lieblichen Stück deutscher Erde gearbeitet.

Steht man in der von Kassel nach Wilhelmshöhe führenden schnurgeraden Lindenallee, so hat man ein reizendes Bild vor Augen. Vorn auf einer geringen Terrasse das große weißgraue Schloß, von dunklem Waldesgrün umhüllt, hinter dem Schloß den bewaldeten Berg hinauf und in gerader Richtung eine grüne Schneise mit den Kaskaden, und hoch oben auf dem Bergesgamm das massige Oktogon, das Niesenschloß mit der hohen Pyramide, auf welcher der Niese Hercules steht. Nach beiden Seiten dehnt sich der Hainichwald aus mit seinen romantischen Höhen und Kuppen, Tälern und Schluchten. Die Anlagen von Wilhelmshöhe haben einen Flächenraum von 252 Hektar. Die Geschichte von Wilhelmshöhe erzählt uns ein Poet:

Einft brauste hier das Meer,
Es stürmte Berge hin und Taler her,

Niederhubers in der Sommerfrische.

Von M. Henle.

Heimkehr.

In drei Tagen geht's heim! Der Sommer will scheiden, schon seit einigen Tagen blüht die Sonne so verdrossen zwischen den Wolken hervor, als ob sie es müde wäre, immer lachend zu scheitern. Für heute hat Herr Niederhuber noch einen kleinen, gemächlichen Ausflug mit allen Häusern inklusive Amme geplant, morgen soll gepack't werden, und übermorgen — Hurra! — geht's heim. Dieses eingeklammerte Hurra hat seine eigene Bedeutung; es getraut sich nämlich keines zu gestehen, wie froh es eigentlich ist, wieder in die Stadt zu kommen, weil jedes einen Jornausschlag des gestrigen Herrn fürchtet. Der freut sich aber am meisten, denn sieben Wochen Sommerfrische sind für einen Mann, der sich nicht zu beschäftigen weiß, doch noch viel schlimmer als für alle anderen.

Früh sieben Uhr regt sich's im Niederhuberschen Schlafgemach. Herr Niederhuber dehnt sich und reckt sich eine geraume Zeit, dann erhebt er sein zerzaustes Haupt, blickt schlaftrunken nach der Stätte, wo die Gattin, ach, die teure, schlummert, und ruft: „Was für Wetter haben wir?“ Keine Antwort — erfaucht reißt er seine schwarzen Augen mit Gewalt auf und sieht — nichts. Frau Niederhuber hat sich nämlich schon vor einer Stunde erhoben und ist ihren häuslichen Arbeiten nachgegangen, denn sie hat viel zu tun. Im Zimmer sind die Läden geschlossen, so kann Herr Niederhuber das Wetter nicht beurteilen; er springt deshalb schnell, aber ungraziös aus dem Bett, tritt auf einen Nagel, reißt sich die große Behe und hinkt aus Fenster, den Läden zurückschlagend, daß es kracht. Welch ein Anblick! Himmel, Berge, Gegend und Umgegend, alles in Nebel gehüllt; schwarze, dicke Wolken hängen tief unten am Berg, der Wind rauscht, und es ist empfindlich kühl. Schauernd schlüpft Herr Niederhuber in seinem einjammer Lager und pfeift den Familienpfeiff — Zugfriedemotiv. Auf diesen Pfeiff ist alles dressiert: Frau, Kinder, Amme und Köchin rinnen bei den bekannten Tönen atemlos herbei, allein Frau Niederhuber winkt ab und betritt, freundlich guten Morgen wünschend, das Schlafgemach. „Guten Morgen, hat sich was zu guten Morgen,“ brummt Herr Niederhuber, die Stirne finstler gefaltet, „was ist denn das für a Wetter?“ Er fragt dies mit einem Tone des Vorwurfs, als mache er eine bessere Hälfte verantwortlich für die dicken, schwarzen Wolken. „Ein schlechtes, Robert,“ sagt sie begütigend, „aber das macht nix, es wird sich schon bald wieder ändern.“ „Nein, wie die Frau dumm red't, ein Weib hat aber doch gar keine Logik! Warum soll's sich denn schon wieder ändern, es ändert sich doch erst jetzt?“ „I mein' halt nur —“ „Geh' weiter, geh' mit deine Meinungen! Bring' mir was zum Frühstück, bei dem Wetter steh' i no' nüt auf.“ Frau Niederhuber eilt hinaus

Dann warf sie Flammen aus, die schaffende Natur,
Schuf Felsen hier und Wald und Flur,
Die Mönch' und Nonne in der Andacht Zeiten
Zur frommen Zelle betend weihen.
Karls Schöpferblick sah einst den Schauplatz an,
Auf welchem Wunder die Natur getan,
Und rief der Kunst, dem Kabaletten,
Den Quellen hier, zum Karlsplatz sie zu weih'n!

Die Umgebung von Kassel besitzt aus der Landgrafenzeit zwei herrliche Schätze: Wilhelmshöhe und Wilhelmstal. Letzteres ist ein Landschloß, zwar klein, aber ein fürstliches Idyll, eine Perle des Rototo; Wilhelmshöhe dagegen bedeutend größer und ein Bild der ruhigen, großartigen Noblesse. Das Schloß besteht aus drei einfach gehaltenen steinernen Flügeln, die durch zwei bogenförmige Bauten miteinander verbunden sind. Die der Stadt zugekehrte Fassade ist durch sechs ionische, 47 Fuß hohe und 5 Fuß dicke Säulen geziert, die ein Fronton tragen. In der Mitte des Schlosses erhebt sich ein runder, hoher Kuppelbau. Der unter der Kuppel befindliche große Saal enthält die Delgemälde von sämtlichen heftigen Fürsten, von Heinrich I. bis zum letzten Kurfürsten. Die glanzvollen inneren Räume bergen wertvolle Malereien von Tischbein. In der Nähe des Schlosses stehen das von einem lebensmüden, gleich zu erwähnenden französischen König erbaute Ballhaus, ein vielbewundertes Geräuschhaus, ein Marstall, der bisher als Artillerie-Kaserne diente, ein großes Hotel; auf der anderen Seite liegt der „Lac“, ein größerer Teich.

Wilhelmshöhe hat den Wechsel irdischer Dinge geschaut. Der Erbauer des Schlosses, der Landgraf und Kurfürst Wilhelm, mußte 1807 dem von Napoleon zum König von Westfalen gestempelten Jérôme das Haus räumen. Als der kleine, magere, 23jährige Emporkömmling in goldbestickter grüner Uniform, in weißer Hose, mit seinen Stiefelketten und vergoldetem Degen, an der Seite seiner ihm kurz vorher gegen alles Kirchenrecht, aber auf Wunsch des großen Kaiserbruders angetrauten jungen württembergischen Prinzessin auf „Napoleonshöhe“ einzog, da begann die tolle Zeit des „Morgen wieder lustig“. Könnte jemand das Räuschen der alten Eichen und Buchen und das Plätschern des über

und bringt ihrem holden Gatten auf einem Brett ein gutes Frühstück, Kaffee mit Honigbröckchen; die erste Tasse wird heruntergestürzt, bei der zweiten meint er, der Kaffee sei miserabel, er trinke lieber Kakao; davon werden noch zwei weitere Tassen getrunken; dann kriegt's „Modert“ ein Büßi, er legt sich auf die andere Seite und schlummert noch ein bißl.

Draußen fängt's an zu gießen, aber wie! Der echte, sogenannte Schmirregen klappert gegen die kleinen Scheiben, der Wind saust, es wird immer kühler, ungemütlicher. Die Kinder, nicht mehr gewohnt, in der Stube zu sitzen, hocken trübselig und verdrossen herum; die Amm' hutscht's Buwi und schiebt den Wagen im Taft hin und her, daß die Räder zittern; dabei singt sie mit melodisch freudiger Stimme: „Oh, du himmelblauer See!“ Die ganze Familie ist grantig, die Köchin kann nirgends aufräumen, es ist halb elf Uhr, und der Herr Niederhuber ist noch zu Bett. Endlich wagt's seine Gattin, ihn zu fragen, ob er nicht aufstehen möchte. „Ja, zu was denn?“ brummt er ingrimmig, „bei dem Wetter hat's immer noch Zeit, — friag i wenigstens was zum Frühstück?“ — „Es ist schon herg'richtet,“ ist die Antwort, „a saure Leber, a Käs, a Butter, a Bier, was b' magst!“ Dieser verlockenden Aufforderung kann er doch nicht länger widerstehen.

Er kriecht aus seinem Bette, macht notdürftig Toilette, denn bei dem Wetter ist's ganz Wurscht, wie man auszieht; dann wird mit erneuter Kraft gefrühstückt. Alles wird vertilgt, dabei beteiligt sich alt und jung, der Wazl verschluckt sich an einem heimlich gekriechten Stück Käs, wird tüchtig auf den Buckel geklopft, was gegen Verschlucken und Unart von großartiger Wirkung sein soll, und nach einiger Zeit tritt Waffensstillstand ein. Frau Niederhuber ist schon wieder vom Tisch aufgestanden und reut hin und her. „Ja Alte, kannst jetzt du net fünf Minuten ruhig sitzen bleiben; was tuft denn jetzt schon wieder?“ — „Paden, i kann net alles auf einmal tun, und was heut' g'geh'n ist, dös brauch't's morgen nimmer; i hab' keine Zeit, mich in den Lehnstuhl zu setzen und Zigarren zu rauchen!“ — „Is auch recht schab', müßt's dich gut ausnehmen mit dem Vergut und den Zigarren im Mund,“ lacht Herr Niederhuber, „mir kann's recht sein; jedes wie's ihm gefällt.“

Allein er hat selbst keine rechte Ruh', die Kinder rennen um ihn herum, und so beschließt er denn, bis zum Mittagessen in die Bauernstube zu gehen und das „Voll“ mit seiner Gegenwart zu beglücken. In der Bauernstube ist geheißt, alle Fenster sind hermetisch verschlossen, der Wayer sitzt da und raucht, die Bäuerin bückt mit dem Kohleneisen, die feuchte Wäsche hängt zum Trocknen am Ofen, eine Temperatur und ein Parfüm zum Umfinken. Allein Herr Niederhuber hat selbst eine Zigarre; außerdem friert er, und so setzt er sich resigniert ans Fenster und trummelt mit den Fingern an die Scheiben. „Wayer, was is, was halten's vom Wetter?“ „Nix,“ sagt der Bauer lakonisch und bläst dicke Wolken süßduftenden Knasters in die dicke

moosbedeckte Felsen hinjulegenden Waldbach verstreuen, er würde eine unglaubliche Historie vernehmen von einem fremdländischen, verschwenderischen Hofstaat, galanten Abenteuern, maskierten Ballen und nächtlichen Festen, zu denen Anstand und Sittlichkeit keinen Zutritt hatten; der erwachte patriotische Geist segte den französischen Blunder hinweg.

Das ist ein Getümmel, das ist ein Geschrei,
Das sind tolle Gesticulationen,
Jah friert auseinander, vom Schred' geschreckt.
Das feige Spagengestirhter,
Singt J. W. Weber.

Schätzig Jahre später schleppte sich, sechs Monate lang, ein besiegter, gefangener, verlorener, ein kranker und gebrochener Mann durch die glanzvollen Räume des einen Schlossflügels: es war Kaiser Napoleon III., nachdem vier Jahre zuvor der letzte Kurfürst von Hessen von seiner Lieblingsresidenz hatte Abschied nehmen müssen.

Daß an der Stelle, wo fürstlicher Glanz strahlte und verwehte und wo heutzutage kaiserlicher Prunk sich von neuem entfaltet, ehemals Mönche und Nonnen in stiller Einsamkeit gelebt haben, daran denken wohl wenige Ausflügler und Touristen. Das in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erbaute Kloster Weisenstein wurde vom reformstüchtigen Philipp von Hessen aufgehoben und in ein Jagdschloß umgewandelt, dann im Jahre 1606, als es zu verfallen drohte, dem Boden gleichgemacht.

Wie der Diamant seinen vollen Glanz erst durch die richtige Fassung erhält, so verdankt das Kaiserliche seinen europäischen Ruhm den eigenartigen reizvollen Anlagen. Der kunstsinigste Landgraf Karl (er regierte von 1670—1730) schuf aus dem Karlsberge einen „Wunderberg“. Von einer Reise nach Italien war er mit reichen, fruchtbringenden Ideen und großartigen Entwurfen zurückgekehrt. Unterricht, Musik, Theater, Architektur, Gartenkunst, alles verpflanzte italienischen Antriebs. Der italienische Baumeister Francesco Guerneri entwarf den Plan zu den Wasserfontänen. Von der ersten Terrasse, wo das Schloß steht, erblickt man hoch oben eine über 200 Meter lange und 10 Meter breite steinerne Niesentreppe, von Basaltstufenmassen eingeschlossen und

Bauernstubenluft. „Nix“, wiederholt Herr Niederhuber, „dös is net viel. Wissen's wos, i mein' alleweil, i reiß' morgen in der Fruah; genges, schreibens ma mei Rechnung g'laun und schiden's mer's nach Tisch auf.“ „Scho' recht, hob' i glei' wos z' toa!“ Herr Niederhuber geht wieder, es ist ihm doch zu heiß und ungemütlich drunten. Jetzt schaut er in die Küche hinein. „Ja, Köchin, was nehmen denn Sie für a Mordstüd Butter, was fuchen's denn?“ „Maccaroni!“ „Da brauchen Sie so viel Butter dazu? Jetzt wundert's mi nimmer, wenn wir so viel Geld brauchen!“ „So, z' viel Geld brauch' ma Cahna?“ wettet die Köchin, indem sie Teller, Schüsseln und Tiegel während durcheinander wirft; „jetzt dös hätt' g'rad no' g'fellt, daß d' Männer in die Kuchen d'reinreden; wenn i Cahna z' viel brauch', kann i ja gehen!“ Herr Niederhuber verschwindet, denn er fürchtet, grob zu werden, und dann ging am End' die Köchi, und der Verdruß mit seiner Frau: er zieht am End' den Kürzeren und geht hinein. „Warum schreit denn heut' dös Buwi so?“ fragt er die Amme. „Ja, warum soll denn der allein net schreien, der g'spiert dös Wetter g'rad a so, wie die Großen!“ Nach dieser etwas anzüglichen Antwort schlägt sie die Tür dem Herrn vor der Nase zu.

Jetzt sitzt er wieder im Wohnzimmer, schaut wieder durch die Scheiben — es regnet immer noch, wenn möglich stärker. „Mei, dös Wetter, dös Wetter!“ seufzt er, „Alte, wann krieg'n wir was z'essen?“ „Bald, Robert, bald, aber wie kann man denn den ganzen Tag essen?“ „Dös is jeh mei' einzige Zerstreuung.“ Teller und Teller klappern, es wird zu Mittag gegessen, aber in tiefem Schweigen, alles ist verstimmt. Die Kinder unterhalten sich flüsternd, die Mama blickt besorgt nach der Köchin, welche die Platten und Schüsseln alle mit einem hörbaren Krach und Ruck auf den Tisch stellt, d'rin heult das Buwi, und die Amm' singt: „O, du schöne Adelsheid.“ Während der Braten und das Genuß auf dem Tisch steht, bringt's kleine Liserl die Rechnung vom Vater. Herr Niederhuber öffnet sie gedankenlos während des Essens. Plötzlich schlägt er mit der Faust auf den Tisch, daß alle, auch die Gläser und Teller, in die Höhe hüpfen. „Da hört sich aber doch alles auf!“ „Was hast denn, was gib't's denn?“ „Nein, so etwas, du Alte, da paß auf, dös is g'rad' wie eine Hotelrechnung. Denk' nur, der Wayer macht für Abnutzung der Küche pro Tag siebzig Pfennig; dös macht die sieben Wochen dreißig bis vierzig Mark. Dös laß' i mir net g'fallen, und für Radel, zwei Stück zeh'n Pfennig, jede Woch' hat er uns dreimal vier Stück rausg'schickt, und dös wird jetzt alles aufgerechnet. So etwas!“

Auch seine Frau ist sprachlos. Herr Niederhuber schiebt den Teller mit Wacht zurück, dadurch fällt's Bierglas um, das Bier läuft übers Tischuch in die Teller, es gibt ein Geschrei, das reinste unterbrochene Opferfest. Alles steht vom Tisch auf, der Privatier rennt hinunter in die Stuben, von wo mananken und Streiten bis herauf hört. Erhört kommt Herr Niederhuber

wegen Vermeidung der Eintönigkeit durch kleine Wasserbassin und Felsengrotten unterbrochen. Ueber die tiefschönen, abgegragten Stufen dieser Treppe stürzt sich das Wasser, das in Teichen, die auf dem Gebirgskamm angelegt sind, gesammelt worden ist, herunter. Das ist ein entzückendes Bild. Ein Lächeln fliegt über das Gesicht der Beschauer, wenn sie sehen, wie das Wasser von oben im Sturmschritt herangegekommen kommt, in seinem Borne und seiner wilden Unbändigkeit aber plötzlich gehemmt wird. Denn es muß von Stufe zu Stufe der Treppe springen, in einem fort springen. Das Rauschen, der weiße Schaum, die Wogenfächer nach rechts und links, das sind Zeichen seines Bornes. Schöner wird das Bild, wenn die Sonne mit ihren hellen Pfeilen das zürnende Kind nekt und auf seinem Gesicht einen freudigen Schimmer hervorzuzaubern versucht. Der Sonnenstrahl schmiegt sich lieblos an das flüssige Element heran und spielt mit ihm. Dann sind die Felsstücke mit einem glühenden silbernen Mantel bedeckt, und ein reicher Segen von strahlenden glänzenden in der Luft und an allen Steinen. Zu gleicher Zeit umschweben tiefe Töne unser Ohr. In einer Felsgrotte blasen ein Centaur und ein Triton auf kupfernen Hörnern. Der Druck des Wassers erzeugt diese Musik. Wer stramme Waden hat und das eigenartige Schauspiel aus nächster Nähe betrachten will, der stellt sich am besten oben an den Kopf der Treppe und läuft mit dem Wasser die neben den Kaskaden aus Bajal gebauten 842 Stufen hinunter. Zweimal in der Woche, Mittwoch- und Sonntagnachmittag, fließen die Wasser eine Viertelstunde. Bei gutem Wetter zählt man am Fuße der Kaskaden viele Tausende von Zuschauern.

Das oben Geschilderte ist aber nur die Ouvertüre zur Wasserfeste-Oper. Die Menge flutet weiter zum Steinhöfchen Wasserfall. Wiederum ein „Haha“ des Staunens und der Bewunderung! Aus einer breiten, von hohen Buchen beschatteten Felspartie dringt ein Waldbach in vielfachen Klüften und Nischen schäumend hernieder.

Die Zuschauer ziehen jetzt zum Wasserfall unter der Teufelsbrücke, dann zum Aquadukt, zur Fontäne, zum großen neuen Wasserfall. Daß man eine Anlage habe schaffen wollen, die der schweizerischen Teufelsbrücke gleicht, das ist keineswegs unverständlich. Große Augen machen aber die meisten, wenn sie vor den Ruinen einer auf hohen Pfeilern und Bögen gebauten, römischen Wasserleitung stehen. Ein Weltbummer hat vielleicht einen großartigen Wasserfall gesehen, als den in Wilhelmshöhe, wo an dem scheinbar eingestürzten Aquadukt das Wasser in eine 34 Meter tiefe Felschlucht herabbraust; aber einen über 50 Meter emporschließenden starken Wasserstrahl mag er vielleicht doch nicht oft bewundert haben.

Vom inneren Schloßraum, wo die Zuschauer die herrliche Fontäne bewundern, senden sie einen letzten Blick hinauf zum Herkules, der einen würdigen Abschluß und die schönste Krönung der Kaskaden bildet. Von unten sieht das Oktogon mit dem Halbgott-Niesen klein aus. Ganz anders das Urteil, wenn man dabei steht. Der gewaltige achteckige Bau, der gleichsam aus dem Felsen herauswächst und 29 Meter sich emporhebt, macht mit seinen großen Kreuzbögen und gigantischen Fensteröffnungen einen geradezu schauerlichen Eindruck. Das ist eine genügende Masse Steine für ein ganzes Dorf. Auf dem flachen Dache des Oktogons erhebt sich die 32 Meter hohe Pyramide, und auf dieser thront der 9½ Meter hohe kupferne Herkules, das Wahrzeichen von Kassel, aus weiter Ferne sichtbar. Der Gedanke an das Wasser, das vom Herkules herab in die Tiefe stürzt, mag wohl daran schuld sein, das das Volk den Herkules dort oben als den „großen Christoffel“ bezeichnet, jenen Niesenheiligen, der das göttliche Kind durchs Wasser trug. Was soll nun eigentlich der von einem Augsburger Gold- und Kupferschmied geschaffene metallene Herkules, der in der rechten Hand erbeutete Hesperidenäpfel hält und mit der linken auf seine Keule, die Raum für mehrere Personen bietet, sich stützt, uns sagen? Weshalb wählte man einen Vertreter der griechischen Mythologie? Landgraf Karl hatte die berühmte Herkulesstatue im Farnesischen Palast zu Rom gesehen. Dieser Herkules, Niese und Halbgott, war ein mächtiger Kämpfer gewesen, er hatte dennach zu einem Deutmal, das die Siege der heftigen Truppen durch die Bande verherrlichen sollte. Er mußte hoch oben auf den Berg zu stehen kommen, weil er die Giganten, welche den Olymp zu erlösen sich erkühnten, zurückzudrängen und mit gewaltigen Felsblöcken bombardierte. In den Kaskaden ist noch

nach einiger Zeit wieder herauf, trinkt schweigend und finstern blickend seinen Kaffee und beantwortet keine Frage seiner Frau. Schweigend zieht er sich in sein Zimmer zurück, wirft sich aufs Sofa und schläft. Um vier Uhr steht er auf, teilt seiner Frau mit, daß er unbedingt den anderen Tag reist, und wenn's noch so regnet, zieht Wasserstiefel an, rennt fort und bestellt in Dillen zwei Zweispänner; denn gehen können's bei dem Wetter nicht. Dann setzt er sich in die Wirtshaus zu einigen Bekannten und hört dort noch haarsträubendere Geschichten von Rechnungen. Der eine muß das Sofa frisch überziehen lassen, weil ein Tintenfleck draufgekommen ist, der andere den Boden frisch streichen lassen, weil er abgetreten, wieder einer muß Schüsseln, Teller und Gläser kaufen, alle müssen sie Küchenabfälle extra bezahlen, eine schöne Deutelschneider.

Nach Hans zurückgekehrt, muß er fast lächeln über seinen Reifall mit der billigen Sommerfrische; die Kinder sitzen alle um den gedeckten Tisch, zum Abschied gibt's Entenbraten — das Bier muß noch ausgetrunken werden, sie trinken alle und werden kreuzfidel. Draußen ist's pechschwarze Nacht geworden: zu essen und trinken gibt's nichts mehr, die Kinder schlafen, der Regen klappert noch immer eintönig gegen das Fenster; was kann man da Gesehteres tun, als sich schlafen legen. Herr und Frau Niederhuber suchen denn auch bald ihr Lager auf; es ist still geworden, nur nebenan heult noch der Wind, die Vögel schreien den Wagen hin und her und singt, bis sie selbst einschlummern: „Eduard und Kunigunde!“

Den anderen Tag lacht die Sonne am wolkenlos blauen Himmel, die ganze Niederhuber-Familie lacht, die Wagen ziehen an, und fort geht's nach Hause. Am meisten aber lacht der Mayer, streicht seine Goldpädeln ein und denkt: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

einer von den Giganten geblieben, von Felsmassen erdrückt, nur Kopf und Brust ragen hervor. Mit blitzenden Augen und unter zornigen Flüssen speit er aus seinem Niesenmaul einen zwölf Meter hohen Wasserstrahl dem stolzen Ueberwinder zu.

Dem Berge von Wilhelmshöhe fehlte noch etwas. Das Altertum zupfte uns moderne Menschen wiederholt an den Rockschößen, Griechenland und Römerkunst zeigten sich uns, nur das finstere Mittelalter, das man trotz vielen Schimpfens immer gerne wieder sieht, ein Andenken an die stolze Ritterherrlichkeit, kurz, eine mittelalterliche Burg, die fehlte noch. Jeden Berg muß nun einmal eine alte Burg krönen, so will es der romantische Germane. Und diese ist wirklich da, versteckt im Waldesgrün, umrauscht von alten Baumriesen, ein wahres Dornröschenschloß. Die „Löwenburg“ mit den Türmen, Spigen, Erken, mit zerfallenen Mauern, eisensponnenen Söllernischen, mit Küsterturmen, Turnierplatz, Burggarten. Diese Burg möchte uns gar so geru zwingen, an ihre graue Vorzeit und an ihre ruhmreiche Geschichte zu glauben. Die Phantasie der Leichtgläubigen träumt auch sofort von Scharen geharnischter Rittermänner, die über die Zugbrücke zum Turnier und Kampfe gezogen. Für den Kenner aber ist kein Fräulein Burg erst 100 Jahre alt. Die Löwenburg ist ein großartiges Mausoleum für den Erbauer von Wilhelmshöhe, Kurfürst Wilhelm I., der unter dem Altar der Burgkapelle ruht.

Die Parkanlagen sind ebenso wie das Schloß das ganze Jahr hindurch dem Publikum zugänglich. Nur wenn die kaiserliche Familie im Sommer hier weilt, wird die nächste Umgebung des Schlosses abgesperrt. Wilhelm II. billigt wohl nicht die Gepflogenheit König Karls X., der während seines Aufenthaltes auf dem Schloße von Fontainebleau alle Tore und Zugänge offen ließ und seine getreuen Franzosen sogar auf die Galerie des Speisesaales zuließ, um die Majestäten dinieren zu sehen, aber er vertraut auf die Untertanentreue und das Anstandsgefühl seiner Casselaner und begibt sich frei und furchlos unter die Menge, macht gewöhnlich jeden Morgen um 7 Uhr mit Gefolge seinen Ritt weit in die Wälder hinein, und lacht recht herzlich, wenn die Leute nach dem Kaiser Umschau halten, der mitten im Gewühle steht.

Mit der Ankunft der kaiserlichen Familie zieht Leben in die sonst toten Räume des Schlosses ein. Das große Lachen und die aus jugendlicher Heiterkeit hervorquellenden Laute der kleinen Prinzessin Luise hat schon viele Casselaner selbst froh gestimmt. Ein junger Gymnasiast, der mit mir vor kurzem unter den rauschenden Baumkronen spazieren ging, erzählte mir, wie er als Kaulquappe mit der Hohenzollerntochter gespielt und er gefunden habe, daß sie viel gesprächiger und lustiger gewesen als alle anderen Kinder. Die Kaiserin soll nach eigener Aussage in Wilhelmshöhe stets die schönste Sommerfrische gefunden haben.

Wilhelmshöhe ist in der Tat wegen seiner Anlagen nicht nur ein Erquickungsort für Gemüt und Herz, sondern auch ein Sanatorium für den Körper. Aus den dunklen Tannengruppen weht die ein würziger Harzduft entgegen; der Laubwald, die breiten Baumkronen halten die Sonnenglut ab, lassen aber zahlreiche Tuppen der Sonnenstrahlen auf den gut unterhaltenen Wegen hin- und herirren und -stören; überall eine reine, frische Bergesluft; bei jeder Biegung neue Baumgruppen, neue Szenarien, immer Abwechslung; breite Wege, dicht umblühter Pfade, lauschige Plätzchen, schöne Rasenplätze und Blumenbeete, herrliche Durch- und Ausblicke — kurzum, man muß den Casselanern den alten Ruhm lassen, verständnisvolle Freunde der Gartenkunst zu sein. Was besonders gefällt, ist, daß die Einfachheit und Wahrung der künstlerischen Arbeit mit der großartigen Ruhe und Majestät des Naturberges sich wohlnehmend ergänzen. Komme einmal an einem schönen Nachmittage hierher. Allein auf weiter Flur wirst du nicht sein. Man sollte meinen, die Beamten und Geschäftsleute, welche einen sehr hohen Prozentsatz der Bevölkerung Kassels bilden, hätten die Worte des alten Müllers beherzigt:

Aus der staubigen Residenz
In den laubigen, frischen Lenz
Wer sich rettete, dankt's dem Glück.

Auf der einen Seite der Stadt liegt das schöne Motal an der Fulda, auf der entgegengesetzten Seite der Park von Wilhelmshöhe. Es gibt wenige deutsche Städte, die in allerhöchster Nähe zwei so vorzügliche Apotheken für Appetit und rote Backen besitzen. Am Pfingstmontag kommen Ausflügler und Besucher aus allen Enden, von der Schwalm, vom Eichsfeld, aus allen Teilen Hessens, vom nahen Westfalen. Die Elektrische befördert die Fremden vom Bahnhof in einer halben Stunde entweder an den Fuß des Schlosses oder in den südlichen Teil des Parks, in das mit einer Pagode versehene chinesische Dörfchen Wulang, dessen Häuser von Parkausflüglern bewohnt werden. Ein elektrischer Strang geht um den Berg herum und bringt den Besucher auf den Gebirgskamm zum Herkules, also in eine Höhe von über 520 Meter. Auf ein rauhes Rüstchen darf er sich dort oben zu jeder Jahreszeit gesetzt machen. Die gewaltige Lücke in den Bäumen zeigt, daß der arme Herkules oft ganz abseufend vom Winde umbraut wird. In den letzten Jahren ist eine Villenkolonie am vorderen Rande der Wilhelmshöhe Waldungen entstanden und eine Reihe von Kur- und Heilanstalten, die viel besucht werden.

Das ist Wilhelmshöhe. Mögen wir uns hineinversetzen in die Betrachtung ihrer tausend Natur Schönheiten und außerordentlichen Naturschaupiele, der schönen Harmonie von Gottes Natur und Menschentum, oder mögen wir vom Herkules herab unsere Blicke über die alte Hauptstadt des Rattenlandes schweifen lassen, die moderne Burg Chassala, die unberührt ist vom Ruß und Qualm der Fabriksschöte, sich ihren vornehmen Charakter zu wahren weiß, dann weiter über die reichen Dörfer in der weiten Ebene, die von einem Kranz bewaldeter Höhen eingerahmt ist, in jedem Fall nehmen wir ganz gewiß ein Wort des geistreichen Ebeling für Wilhelmshöhe in Anspruch: „Die Berge sind ein Gedicht Gottes, am Abend des Schöpfungstages gedichtet, als Krone des unendlichen ewigen Werkes, und als Bild zugleich den Menschen für die heilige Größe des Herrn!“ Tausende haben dies herrliche Gedicht gelesen, Tausende haben es gesungen im Jubel ihrer Seele nach der Melodie, die ein Fürst zum Texte geschrieben und sie werden mit dem Singen nicht müde und kommen immer wieder gern nach Wilhelmshöhe zurück.

Welt und Wissen.

Die Nonnenraupe (*Oeceria quercifolia*). Es gibt Namen, deren Klang eine förmliche Niederbegehrtheit in uns hervorruft, und zu diesen gehört die Bezeichnung Nonnenraupe oder Nonne. Sie ist der bestgefährte und gefährteste Feind unserer Nadelwäldungen, und die Förster lassen wehmütig ihr Haupt sinken, sobald sie an den stolzen Baumriesen das Zerstörungswerk des Schädling bemerken. Man sollte es nicht glauben, daß ein so kleines Wesen solche Verwüstungen anrichten könne. Die Nonne trägt ein recht lebhaftes Gewand. Hinter den weißen, mit schwarzen Zickzacklinien versehenen Vorderflügeln zeigt sich ein schwarzer Hinterleib mit roten Ringeln und einer Reihe weißer Punkte. Fast trägt (okueros = trägt) flattert das Weibchen an den Fichtenstämmen und legt die Eier in Häufchen von 20 bis 70 Stück zwischen die Nadeln, schuppen, wo im Mai des folgenden Jahres die jungen Raupen austreten und sogleich das Vernichtungswerk beginnen. Sie fressen nämlich die Nadeln in der Mitte durch, wobei die obere Hälfte zur Erde fällt. Zuweilen fressen die Raupen auch auf Eichen, Birken und anderen Nadelbäumen über und beschädigen sie. Wer einen mit Nonnen bedeckten Wald durchwandert, kann an Stämmen und Zweigen die braunroten Puppen hängen sehen, welche mit gelbweißen Haarbüscheln besetzt sind. Von Nonnenfrass stark beimgesucht ist die im Samlande gelegene Kaperner Heide, die sich von Fischhausen bis zum Dorfe Wobitten längs des Fichtens Haffes erstreckt. Fichten (in Ostpreußen Tannen genannt) bilden den hauptsächlichsten Bestand dieses Waldes. Zeitungsmeldungen zufolge hat die Forstverwaltung von Vertilgungsmahregeln ganz abgesehen, weil sich besonders gegen die Nonne noch keine Bewährte hat. Dasselbe habe ich vor etwa zwanzig Jahren aus dem Munde eines ergrauten Oberförsters gehört, welcher angesichts der von der Nonne befallenen Bäume die Worte gebrauchte: „Wenn hier nicht die Natur eingreift, so stehen wir machtlos da.“ Die Kaperner Forstverwaltung will vielmehr im künftigen Winter das jetzt lahl getriebene Holz einschlagen lassen, was etwa 100 Arbeiter betragen können. Nach ungefähre Berechnung wird die Holzmenge 20- bis 30.000 Festmeter betragen. Das ganze Gebiet des diesjährigen Raupenraubes umfaßt etwa 1500 preussische Morgen (nicht ganz 400 Hektar). Ein Raupenschlag auch in kleinerem Umfange findet nicht statt. Es werden nur die fahlgelassenen Tannen zwischen den Kiefern herausgenommen. Wie sich das Bild im nächsten Jahre gestalten werde, entzieht sich der Kenntnis. Der Flug der Falter ist sehr rege, und der andauernde Regen hat den Raupen nicht geschadet. Von Interesse ist es, zu sehen, wie ungeheure Schwärme von Staren die Puppen vertilgen. Trotzdem können an einzelnen Stämmen über 600 Falter gezählt werden.

Der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke veröffentlicht seinen Geschäftsbericht über das Jahr 1906. Die Zahl seiner Mitglieder hat im Berichtsjahre um rund 3000 zugenommen, sie beträgt gegenwärtig etwa 23.000; die Höhe der geleisteten Beiträge ist 25.681,42 M. Die meisten Mitglieder stellen die Königreiche Württemberg (1700) und Sachsen (1500), die Großherzogtümer Baden (1200) und Hessen (982) sowie die preussischen Provinzen Westfalen (2600), Rheinprovinz, Schlesien und Schweswig-Holstein (je etwa 1700), Hannover (1600) und Ostpreußen (1000). Noch wenig eingeführt ist der Verein in Bayern, wo er nur 655 Mitglieder und Anhänger zählt; doch hat er hier mehr als 100 Mitglieder gewonnen, während er in Berlin und Brandenburg auffallend zurückgegangen ist. Den größten Zuwachs weist Glatz auf, wo sich in einem Jahre die Zahl der Mitglieder mehr als verdoppelt hat. Der Verein hat den Staatssekretär a. D. Grafen v. Posadowsky, der „die Notwendigkeit einer planmäßigen Bekämpfung des Alkoholismus für die Beseitigung der sozialen Missstände und für die Fortsetzung und erfolgreiche Durchführung der Sozialreform voll gewürdigt und diese Überzeugung auf Kongressen, im Parlament und in der gesamten Amtsführung in vortrefflichster Weise vertreten“ habe, zu seinem Ehrenmitglied ernannt.

Einem alten Hohenzollernorden in nur diesem einen Exemplar besitzt die Kaiserin. Es ist dies der sogenannte Schwanenorden. Dieser Orden wurde von dem kurfürstlichen Friedrich II. „mit den eisernen Zähnen“ 1443 gegründet, um die mächtigen Götter mehr an den Hof zu fesseln. Die Verteilung des Ordens stellte er meist seiner Gemahlin anheim. Doch im Laufe der Zeit ging er ein. Erst Friedrich Wilhelm IV. erneuerte ihn am 24. Dezember 1843, und zwar mit der Bestimmung, daß dieser Orden ein gemeinschaftliches Band, ein leitender und anregender Mittelpunkt für alle Gesellschaften und Vereinigungen zu miltätigen Zwecken, die in Preußen bestanden, bilden sollte. Nach mehrjährigem Bestehen geriet auch der erneuerte Orden in Vergessenheit. Die alleinige Inhaberin desselben ist nunmehr die Kaiserin, die sich im Besitze einer kostbaren mit Rubinen und Diamanten geschmückten Kette dieses Ordens nebst dem angehängten Zeichen des Schwanen befindet. Diese Dekoration ließ König Friedrich Wilhelm IV. für seine Gemahlin Elisabeth bei Erneuerung des Ordens anfertigen, indem er bestimmte, daß nur die preussische Königin diesen Ordensschmuck trage. Das einzige noch vorhandene Originalgemälde des Ordens, am 29. September 1443 gestifteten Ordens befindet sich im königlichen Krontreisor im königlichen Schloß zu Berlin.

Ärterlei von nah und fern.

Wenn man nicht Mayer heißen will. Wegen einer sonderbaren Falschmeldung hat, wie die Wienerblätter berichten, der Volksschullehrer Johann Mayer aus Sachsen die Bekanntheit des Wiener Bezirksgerichtsarrestes gemacht. Mayer war am Sonntag in einem dortigen Hotel abgestiegen und hatte sich als Kaufmann Genit Walter aus Leipzig gemeldet. Am Montag kam er nach Mitternacht aus dem Prater nach Hause und fand sein Zimmer nicht. Er fragte den Portier nach Nr. 56. „Ist besetzt!“ — „Das ist doch mein Zimmer.“ — „Sie heißen?“ — „Der Fremde froste.“ Er hatte offenbar in der Weinlaune nicht nur die Zimmernummer, sondern auch den angenommenen Namen vergessen. Er gab dann dem Hotelier und Portier an, daß er sich falsch gemeldet habe. Da bis zur Aufklärung schon ein Detektiv in Kenntnis gesetzt worden war, wurde Hr. Mayer verhaftet und dem Bezirksgericht Leopoldstadt eingeliefert, wo er wegen Falschmeldung vorgeführt wurde. Der Fremde gab an, er habe sich Walter genannt, weil man wegen des Namens Mayer, der den Spott herausfordere, auf Reisen stets gehänselt werde. Richter: „Dieses Motiv ist doch kaum glaubhaft. Wenn alle Mayer sich deshalb falsch melden würden, könnte man jährlich 500.000 Verhandlungen durchführen.“ Der Angeklagte, der erklärte, daß er von seinem Besuch in Wien genug habe und sofort wieder nach Sachsen heimkehren wolle, wurde zu fünf Kronen Geldstrafe verurteilt, die er sofort erlegte.

Ein Ferientraum. In einer der letzten Nächte verunglückte in Berlin ein zehn Jahre alter Knabe, indem er im Traume aus dem Fenster der im ersten Stock gelegenen Schlafstube fiel. Der Knabe hatte die Ferien bei seiner Großmutter in Königsberg in der Neumark verbracht und war abends nach Berlin zurück-

kommen. Seine Mutter holte ihn vom Bahnhof ab. Gleich fing an, mit großer Lebhaftigkeit von seinen Ferienerlebnissen zu berichten. Mit wachsender Aufregung erzählte er bis 11 Uhr. Auch gelang es den Eltern nur mit Mühe, ihn ins Bett zu bringen. Eine Stunde später fiel er aus dem Fenster auf den Kopf und zog sich eine Verletzung an der rechten Hüfte und eine leichte Gehirnerschütterung zu. Im Krankenhaus am Friedrichshain erlag er am folgenden Tage, wie das Unglück gekommen war. Er kannte sehr lebhaft von seiner Eisenbahnfahrt, glaubte, es er eben erst auf dem Bahnhof angekommen sei, und wollte im Abteilfenster hinaussehen, um seine Mutter zu begrüßen. Erst im Krankenhaus wurde er sich wieder bewußt, daß er schon vor- angekommen und mit seiner Mutter nach Hause gegangen war.

Rückgang der Geburtenziffern in Berlin. Die Zahl der Geburten nimmt in den großen Städten bekanntlich mit auffallender Regelmäßigkeit ab. Im Jahre 1876 waren in Berlin pro 1000 Personen 47,2 Geborene, im Jahre 1900 nur mehr 25,5. Würde die Geburtenziffer in dem Verhältnis, das sie 1876 zur Gesamtbevölkerung der Reichshauptstadt hatte, fortgeschritten sein, so hätte sie heute etwa 85 000 Geborene betragen müssen; es waren aber nur 51 282. Die Durchschnittszahl der Geburten betrug in dem genannten Jahre 388 968, die Zahl der ehelich geborenen Kinder 282 838. Es kommen demnach auf 1000 Ehefrauen nur 110 Geborene, während es vor 30 Jahren 240 waren. Wenn man auch die hohe Geburtenziffer nach einem Kriege nicht als eine normale ansehen darf, so zeigt doch die Vergleichung der Zahlen aus dem Jahre 1900 mit den entsprechenden aus früheren Perioden überhaupt, die Geburtenziffer Berlins in einem auffallend unaufhaltenden Rückgang begriffen ist.

Wegen fünf Pfennigen fand der Kaufmann J. S. in Köln an seiner Wohnungstür das „Siegel“ des Gerichtsvollziehers vor. Vor kurzem hatte er seine Steuer der Bequemlichkeit halber durch Postanweisung entrichtet, ohne die Bestellungsgebühr zu berücksichtigen. Einer Mahnung der Steuerbehörde nach dieser 5 Pfg. wollte er bei der nächsten Steuerzahlung nachkommen, doch erschien inzwischen der Gerichtsvollzieher, und da gerade der Hausverwalter, der diese „Summe“ gewiß vorgestreckt hatte, abwesend war, machte der Beamte von seinem Recht Gebrauch, denn J. S. fand in seiner Wohnung die Benachrichtigung, er sei 5 Pfg. im Arrest, Wohnungsoffenen koste 50 Pfg., die Pfändung 10 Pfg., es seien daher für diese 95 Pfg. drei Stühle beschlagnahmt worden. Nun war das Wasserland gerettet!

Entdeckter Schmuggel. Die englische Zollbehörde kam auf die Idee, aus Holland kommende „Pferdefische“ aufzufahren und in jedem dieser Fische einen Behälter mit 14 Zigarren. Der Fahrer der Londoner Firma, an den diese Fische adressiert waren, hatte vor Gericht, daß er annehme, daß die holländische Firma habe eine Liebererziehung bereiten wollen. Der Richter machte die missglückte Liebererziehung wieder gut, indem er ihn zu einer Strafe von 50 Pfg. Sterling verurteilte.

Ein heiteres Stücklein aus dem Schwarzwälder Uhr- und Uhrenhandwerk wird jetzt mitgeteilt. Bei der Arbeiterausperrung der Uhrenindustrie auf dem badijschen und württembergischen Grenzgebiet wurden von den Streikleitern auch Streikposten bei den Geschäften vor den Fabriken, Bahnhofen usw. der betroffenen Gemeinden aufgestellt. Ein Fabrikant in Schramberg, der sich an dem auch im Kampfe ein menschliches Mißver- oder schwachen Humor bewahrte, ließ, als er sah, von welcher Länge die Reihe geplagt wurden, ihnen eine Bank in den Schatten mit dem Bemerkung, daß sie ja müde würden, wenn sie ohne zu ruhen müßten; er sei auch bereit, ihnen noch ein Glas zu reichen und ein Kartenspiel zu liefern. Ein Schilderhaus vom Land über stellte er auch zur Verfügung, falls Regenwetter kommen sollte. Diese Einrichtungen machten sich die Streikposten zu Nutze, aber nur einen Tag lang; denn es kam sofort die Wiederkehr der Streikleitung, daß derartige Vergünstigungen zeitig nicht angenommen werden dürfen.

Vermischtes.

Taubstumme Lehrlinge. Für das Auslernen taubstummer Kinder bestehen Prämien, die von der Regierung verteilt werden. Deren Festsetzung sind vom Handelsminister neue Bestimmungen worden. Die volle Prämie von 200 Mk. soll nur bei dreijähriger Lehrzeit in Zukunft bezahlt werden. Bei Lehrzeit von kürzerer, jedoch mindestens zweijähriger Dauer, höchstens 160 Mk., bei einer ein- bis zweijährigen höchstens 100 Mk. zu gewähren. Bei einer Lehrzeit von weniger als einem Jahr wird eine Prämie überhaupt nicht bewilligt. Eine Prämie wird gewährt werden, wenn die Eltern des Lehrlings oder er ein Gehalt oder eine Entschädigung an den Lehrherrn zahlen. Im allgemeinen ist es Bedingung, daß die zu prämierten Lehrlinge den taubstummen Lehrling zu sich nehmen und während der ganzen Lehrzeit für seinen Unterhalt sorgen. Davon nur ausnahmsweise abgesehen werden, wenn die Verhältnisse der Lehrherrn oder des Lehrlings dies begründen. Es kann dann nach den Umständen etwa die Hälfte bis dreiviertel der Prämie bewilligt werden. Wenn ein taubstummer Lehrling die Lehre verläßt, so wird die Prämie grundsätzlich nur an den Meister, der die Ausbildung vollendet hat, gewährt. Doch kann dem früheren Meister oder dessen Erben ein entsprechender Teil der Prämie bewilligt werden, wenn der Lehrling die Lehre ohne Schuld des Meisters gewechselt hat.

Aus dem Leben eines Nabobs. Aus New York schreibt der Nat.-Ztg.: Die berühmten La Palmilla-Gold- und Silberminen, deren Eigentümer der vielgenannte mexikanische Krösus Alvarado ist, wurden von ihm an Eugen Davis in Washington und an ein französisches Kapitalistenbündel auf die Dauer 15 Jahren verpachtet. Die genaue Pachtsumme ist nicht bekannt, doch haben die Pächter eine Offerte zur weiteren Pachtung für 12 500 000 Dollar jährlich abgelehnt. Alvarado hat aus seinen unermesslich reichen Gruben bereits 150 000 000 Gold- und Silber bezogen. Er ist so reich, daß er sich in wenigen Jahren erboten hätte, die ganze Nationalschuld der Mexiko zu tilgen, doch lehnte Präsident Diaz das Angebot ab. Die Offerte eines englischen Syndikats, das seinen gesamten Minenbesitz für 150 000 000 Dollar in bar kaufen wollte, wurde ebenfalls zurückgewiesen. In der Reihe der internationalen Konkurrenz nimmt dieser Minenkrösus eine besondere Stellung ein. Hat sein Leben als einfacher Minenarbeiter begonnen, und seine Vermögensvermehrung unter harter Plage und schweren Entbehrungen durch unglücklich das Glück herein; er entdeckte eine reiche Silberader und fand dann im Jahre 1901 die gewaltigen Goldminen, sondern zu den ertragreichsten der Welt gehören. So er denn nun in weniger als zehn Jahren ein ungeheures Vermögen angehäuft, das man auf 100 bis 200 Mill. Dollar einschätzt. Auch im Besitz dieses märchenhaften Reichtums blieb er der alte Mann, der frische Naturbursche, der er als Arbeiter gewesen. Seine Freunde haben ihn endlich dazu überredet, sich einen herrlichen Palast bauen zu lassen, mit einer Glucke herrlich ausgestatteten weiteren Räume, in denen jedem ein Klavier steht, das

nie geöffnet wird. Aber sein Lieblingsaufenthalt ist ein kahler, kalter Keller, in dem er seine Mußstunden verbringt. Ein englischer Zeitungsreporter, der diesen millionenschweren Sonderling interviewte, fand ihn im Keller auf einer leeren Champagnerflasche sitzen, die seine Freunde ausgegrünt hatten, während er sich ein Glas Bier gut schmecken ließ. Die Hauptstadt Mexikos hat Alvarado noch nie besucht; er ist überhaupt mit Ausnahme einiger Fahrten nach der nächstgelegenen größeren Stadt aus seinem Heimatort Perral noch nie herausgekommen. Alvarado ist erst 37 Jahre alt; er fühlt sich am wohlsten in seinen Bergwerken, die er nach jeder Richtung hin vervollkommen und mit elektrischem Licht und anderen modernen Einrichtungen versehen hat.

Was braucht eine Dame in London? Man schreibt aus London: In den nächsten Tagen wird in London ein amerikanischer Gerichtsdelegierter eintreffen, um festzustellen, was eigentlich eine junge Dame braucht, um den Ansprüchen der englischen Gesellschaft „in einwandfreier Weise“ zu genügen. Das New Yorker Vormundschaftsgericht ist es, das diese seltsame Studienreise veranlaßt hat; man will ergründen, welche Summen eine junge Amerikanerin zur Verfügung haben muß, um „anständig“ in London leben zu können. Denn was die jungen Amerikanerinnen im allgemeinen in Europa verbrauchen, kommt den Herren vom New Yorker Vormundschaftsgericht wohl etwas zu hoch vor. Ein englisches Blatt hat nun nach eingehenden Beratungen mit den fashionsablen Modedesignern berechnet, welches Summchen ein junges Mädchen zur Verfügung haben muß, wenn sie ihre Groberwerbskündnisse würdig einfallen will. 15 300 Mk. werden als eine mittlere Durchschnittssumme angesehen nur für die Erfordernisse der Toilette während einer Londoner Saison. Aber man kann nicht das ganze Jahr in London sein; die junge heiratsfähige Amerikanerin muß auch nach Götz oder nach Goodwood gehen. Und das bedeutet wieder eine Extraausgabe für Toiletten und Zubehör, die mit 5200 Mk. nicht zu hoch angesetzt ist. Für kleine Ausgaben, Taschengeld, Vergnügungen und Geschenke wird man mindestens 16 000 Mk. für das Jahr in Rechnung stellen müssen. Mit rund 40 000 Mk. insgesehen kann eine junge Amerikanerin, die „eine übertriebenen Ansprüche“ stellt, sich zur Not in London durchschlagen. Die schönen Töchter der neuen Welt müssen also schon immerhin einiges anlegen, ehe die Brautgamschau Aussicht auf Erfolg bietet. Findet sich dann ein Gemahl mit einem angemessenen Titel, so ändern sich diese Zahlen mit einem Schlage um ein Bedeutendes. Denn die verheiratete Frau, die in London ein Haus machen will, muß mindestens zwei Bälle und vier oder fünf Dinners geben, will sie ihren gesellschaftlichen Pflichten nachkommen. Rechnet man zu diesen nicht unerheblichen Kosten noch die Hausmiete, Toiletten usw., so ergibt sich ein Budget von 226 000 Mk. Und dabei wird sie sich noch hüten müssen, besondere Liebhabereien zu kultivieren.

Festschäften Napoleons in der Pfalz. Der 15. August weckt — so schreibt der Pf.-Kur. — in der Pfalz Erinnerungen an einen Kriegshelden, welcher in der Geschichte dieses Landes eine hervorragende Rolle spielt. Es ist der Geburtstag Napoleons. Viele Erinnerungen hat die Pfalz für ihn aufbewahrt, es sei aber hier nur auf einige natürliche Festschäfte hingewiesen, in denen das Volk Bildnisse des unvergessenen Helden sehen will. Es sind dies zwei Steinmassen, welche man als Napoleonsfelsen bezeichnet. Auf dem Wege zwischen Bergzabern nach Dahn, unweit des Dorfes Glendach, hat man Gelegenheit, ein interessantes Naturspiel, einen Felsen zu erblicken, welcher einer Napoleonsbüste sehr ähnlich sieht. Sobald man Felsenhörd im Rücken und das Ende des Waldes bald erreicht hat, findet man von einer Anhöhe, gerade vor sich aussehend, diese Felsbüste leicht. Ein anderes durch einen Felsen gebildetes Monument des Kaisers findet sich bei Buchweiler. Auf dem Wege von diesem Dorfe nach Dahn, steigt über einer Anhöhe dieses sonderbare Bildnis vor uns auf.

Ein Vogelnektar aus blühenden Vergißmeinnicht. In der Monatschrift Kosmos (Kosmosverlag Stuttgart) teilt H. Schliephake (Hohrheim) folgende Werturteilung aus dem Tierleben mit: „Seit zwölf Jahren beobachte ich in meinem Garten ein ganz allerliebtes Vogelbild; es baute nämlich ein Stieglitz-Pärchen in dieser langen Reihe von Jahren sein Nest stets und ausschließlich aus blühenden Vergißmeinnicht. Jedes Jahr wird eigens für die Tierchen ein Beet mit diesen Blumen besetzt; das eine pflückt die blühenden Stängel ab, das andere legt auf dem nächsten Ast und sieht zu, dann fliegen beide zum Neste. 1900 war das Nest zwei Tage ganz blau von all den Blüten; leider photographierte ich damals noch nicht, und im letzten Jahr war es nicht möglich, das Nest auf die Platte zu bekommen: es lag zu sehr in den Zweigen einer Linde versteckt. Hoffentlich gelingt es mir nächstens einmal. Sollte dieses Pärchen die zwölf Jahre hindurch stets dasselbe gewesen sein?“

Graphologie. Wer interessiert sich am meisten für Graphologie? Diese Frage weiß ein graphologischer Briefkastenankel auf Grund seines angelegentlichsten Handgeschreibensmaterials zu beantworten. Die Sichtung seiner Handgeschreibensammlung hat ergeben, daß auf 100 Handschriften 85 Frauen- und 15 Männerhandschriften entfallen. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß der größte Teil der weiblichen Interessenten den graphologischen Briefkasten mehr aus Neugierde, als aus Interesse für die Graphologie im Ausdruck genommen hat. Dagegen spricht aus den Schriftstücken der Männer meistens wirkliches Interesse und Wissensdrang. Zweifellos ist das Graphische der Graphologie von heute weit mehr zugetan, als die Männerwelt. In den niederen Ständen wird die Handschriften- deutelei vielfach noch als eine Art Wahrsagerei angesehen, ähnlich dem Kartenlegen. Solange die Graphologie als eine vogelfreie Kunst von jedermann betrieben werden kann und darf, wird sie sich auch von solchen zweifelhaften Winden nicht befreien können.

Zur Bezeichnung von „Mark“ wird nach Beschluß des Bundesrats erneut in Erinnerung gebracht, daß das Wort „Mark“ in seiner Abkürzung durch ein großes lateinisches M ohne jeden Zusatz, Punkt oder Komma, zu schreiben ist; also weder Mk., M. oder anders. Diese Vorschrift ist bei der Ausstellung von Wechseln, Schecks, Kreditbriefen usw. besonders zu beachten.

Zur Erheiterung.

Karlchen Niechick über den Sport. Folgenden Aufsatz von Karlchen Niechick über den Sport bringen die Leipziger Neuzeit. Nach: Es gibt viele Spörkte, am häufigsten ist der Wöbeltransport, aber nur in der Hitze, sonst ist das Automobil beliebt, weils feiner ist. Die meisten Automobile findet man in den Straßengraben und polizeilichen Strafverfügungen, indem si zu schnell fahren und nicht getutet haben, was Hupe genannt wird, weil alles beiseite hüpft, wenn ein Auto tutet. Es gibt auch Radfahrer, der is billiger, aber nich fein, indem das doch die Radfahrer jogahr die Luft pumpen müssen. Die Radeder sin vernickelt, mein großer Bruder aber hat feins verfilbert und nu is er radlos. Zum Radbespörkt gehört Wasser um ein par richtige Krone. Wenn si ruhern, das si Trenen schweigen sin si im Arning um dann fahren si Mehlgat, wo si sich Prehße holen, mannigmal auch blos n' Schnuppen. Ein schöner Spörkt is auch der Kleterpörkt, wenn

man nicht abstürzt, was aber auch nichts tut, weil man si gleich todt is oder wenigstens bald. Die Kleterer haben Gispickel, aber nich ins Gesicht, sondern bloß in der Hand, indem das si Stufen damit haffen. Sie werden von Färcern an kurzer Leine geführt, aber wenn eine Alvine kommt, sin si futsch. Der Turnspörkt is sehr gefunt, dabei kann nichts passieren, darum rufen si auch egal gut heil, indem es gut gegangen ist, un si heil geblieben sind. Die Turner sin immer sehr lustig und haben 4 f in einem Gürtel, das heißt fergnügt, forschichtig, sollkommen und sigilant. Der Kleterpörkt is auch sehr beliebt, speziell beim Rennen, wo aber mancher sich todt stürzt, weshalb si gleich einen Zoltalkiator dort haben. Am Anfang, das heißt ehs losgeht, starrt alles auf die Ferde, weshalb man von Starzt spricht.

Ein Idyll aus Uganda. Der Globetrotter berichtet von einem Vorkommnis auf der Ugandabahn, das bei aller Gefährlichkeit für den Europäer einer gewissen Komik nicht entbehrt. Am 17. August trifft von dem Stationsmeister Babu aus Simba bei dem Verkehrsdirktor folgendes Telegramm ein: „Dringend. 1.45. Löwe auf der Veranda. Bitte Lokomotive und Zugführer instruieren, vorsichtig und geräuschlos Station einfahren. Passagiere warnen, damit nicht aussteigen. Vorsicht auf dem Wege zum Amtszimmer.“ Während der unglückliche Babu, vom dem Löwen belagert, in seinem Stationszimmer saß, kam als zufällige Rettungs- expedition ein Jäger vorüber und betrat mit einem wohlgezielten Schuß den bedrängten Beamten aus seiner ungemütlichen Lage. Fünfzig Meter von der Station entfernt stieß er auf eine Löwin, die die Schienen beschleunigte und konnte auch diese erledigen. Eine Weile später trifft der Jäger wiederum am Bahndamm ein neues Löwenpaar; der eine fällt von einer Kugel getroffen, der zweite nur verwundet und greift den Schützen an. Inzwischen hat der Stationsmeister von Simba weitere Abenteuer mit einem Löwen. Um 9 Uhr abends trifft beim Verkehrsdirktor ein zweites Telegramm ein: „Ein Afrikaner 6 Uhr wieder durch einen Löwen verwundet; mit Drahtseil nach Mafindu-Hospital gefandt. Bitte mit Bierbrühung sicher Patronen schicken“; und ein paar Stunden später kommt ein neues Telegramm, die mal „Extradrängend“: „Signalwörter von zwei Löwen umzingelt, auf Rückkehr von Signalposten angegriffen, ist jetzt auf Telegraphenstange bei dem Wasserbehälter. Zug dort halten, mitnehmen und weiterfahren. Verkehrsdirktion bitte nötige Maßnahmen treffen“. Der Bericht eines Bahnbeamten der Ugandabahn scheint danach doch gewisse Schattenseiten zu haben.

Spiel- und Rätsel-Ecke.

Krampf Stiel Geber Karre Wange Bruder Oheim Regal
Liane Pland.

Aus jedem der vorstehenden 10 Worte ziehe man je einen Buchstaben aus. Das Ausziehen muß in der Weise erfolgen, daß nach Fortnahme des Buchstaben ein neues Wort entsteht. Werden alsdann die ausgezogenen Buchstaben aneinandergerichtet, so ergeben diese eine Naturerscheinung.

Geographie.
Berlege den Namen einer Stadt in Anhalt, und du erhältst 1. eine Stadt in der Schweiz, 2. eine Stadt in der Provinz Sachsen.

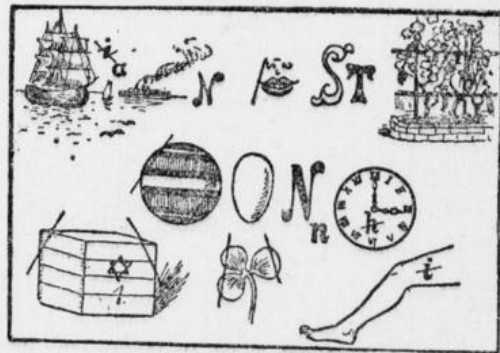
Literarisches Worträtsel.
Nicht als ein Baumstamm über sich steigt.
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gezeugt.
So wird die Lieb in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigen Los.

Richtig aneinandergerichtet, ergeben die festgestellten Buchstaben den Namen des Dichters.

Streichholzrätsel.
Auf welche Weise kann man mit nur 8 Streichhölzern 2 Quadrate legen und auch zugleich 4 Dreiecke?

Rätsel.
Ein Zeichen vorn,
Nude zum Schluss,
Führt sicher dich
Neben Bach und Fluß.

Bilderrätsel.



(Die Auflösung folgt nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Bilderrätsel.
Steinpilz.
Rätsel.
Pflaster.
Diamanträtsel.
k
D o n a
M a r i a
P a r n a s s
O r n b l u m
A r a l s e e
M a u e r
A m t
e

Buchstabenrätsel.
Gefährliche.
Rätselprüfung.
Fester Grund sei deinem Ich;
Wie dein Wort zu brechen;
Drum vor allem hüte dich,
Großes zu versprechen.
Aber auf dich selbst gestellt,
Handle groß im Leben.
Gleich als hättest du der Welt
Drauf dein Wort gegeben.

(Julius Hammer.)

Bilderrätsel.
Statturmier.
Wörterbild.
Bild auf den Kopf stellen, der Strauß ist dann im Strauß zu sehen.
(Nachdruck und Nachbildung aller Teile unterliegt.)

Verantwortlicher Redakteur: B. Reuter in Köln.
Rotationsdruck und Verlag von A. O. Bachem in Köln.

Für die Frauen und Kinder.

-st- Krankenbesuche.

Am Krankenbett gern gesehen sind die aufheiternden Besucher, die einen frischen Zug von draußen mitbringen, die mit ihrem freundlichen Gesicht und ihrem ablenkenden Geplauder eine Abwechslung in das trübe Einerlei bringen und für ein Stündchen den Patienten sein Leid und seine Schmerzen vergessen machen. Diejenigen verstehen ihre Aufgabe aber falsch, die um jeden Preis eine vergnügte Stimmung erzielen wollen und statt dessen mit ihrem lauten Lachen und ihren forcierten Scherzen einen Mißklang in den Dämmerton der Krankenstube tragen, oder die von sich, von ihren Erfolgen, ihren Vergnügen farbenreiche Bilder entwerfen, auf denen die Lichter so grell aufgetragen sind, daß sie dem Leidenden sein Los noch düsterer, seine Unbehilflichkeit noch schlimmer erscheinen lassen.

Am deprimierendsten aber wirken die — oft recht wohlmeinenden Besucher, die glauben, ihr Amt schon von vornherein in lange Falten legen und ihre Miene auf den Grad des Bedauerns herabstimmen zu müssen, den die Schwere des Falles erfordert; die wie Unglücksraben die Leidensstätte umgeben und mit ihrem zu stark betonten Mitgefühl das schwere Herz von Pflieger und Kranken noch schwerer machen. Und dann das Bemühen, verwandte Fälle herbeizuführen, die ebenso schlimm oder vielleicht noch schlimmer waren; oder die Erzählungen von dem Loos dieses oder jenes Bekannten, der auf so traurige Art geendet hat, wobei sich natürlich in dem Leidenden Alles in banger Vorahnung, es möge ihm ebenso ergehen, zusammenkrampft, während die barmherzigen Samaritane hochbetrieblig von der Stätte ihres Wirkens scheiden.

Da verließen kürzlich zwei ältere Bekannte eine junge Frau, die tapfer einer Operation entgegenjah; die beiden alten Damen, die bei dieser Nachricht voller Teilnahme herbeigeeilt waren, hatten es aber in kurzer Zeit mit ihren Erzählungen aus dem Bekanntenkreis, wo diese während, jene nach der Operation gestorben sei oder sonst Komplikationen eingetreten seien, fertig gebracht, die Patientin furchtbar aufzuregen, obwohl sie immer wieder versicherten: Sie, liebes Kind, sind ja jung und gesund; bei Ihnen ist so etwas nicht zu befürchten. Daß der Gatte, der die Ärmste in Tränen aufgelöst fand, die beiden Alten mit ihren Unterrufen zum Pfeffer wünschte, ist ihm nicht zu verargen.

Ein anderes Mal traf ich wohlmeinende Besucher, die ein junges Mädchen, das gerade von Scharlach und Diphtheritis genesen war, auf erhebende Art mit allen Folgen bekannt machten, die nachträglich eintreffen und den Organismus schädigen könnten, wobei sie allerdings von einem Dritten auf etwas brutale Art gestört wurden. Meist aber werden diese Erzählungen von schrecklichen Schicksalen und traurigem Ende ununterbrochen angehört und üben ihre aufregende Wirkung auf die Zuhörer, obwohl das durchaus nicht in der Absicht dieser Besucher ist. Im Gegenteil: sie beabsichtigen durch die Gegenüberstellung eines weit härteren Schicksals dem Leidenden sein Los als erträglich und annehmbar hinzustellen, ihn im Hinblick auf schlimmeres Vertrauen zu trösten; aber selten erreichen sie ihren Zweck dadurch.

Um Kranke, selbst Rekonvaleszenten, ist es ein eigenes Ding, und sie sind oft von der nächsten Umgebung schwer zu behandeln, besonders solche, bei denen es sich um lange Leiden handelt. Meist wollen sie selbst über ihre Beschwerden klagen und ihr Schicksal bejammern, hören sich aber nur ungern bedauern. Manche, bei denen die Befürchtung maßgebend ist, man könne ihre Krankheit für eine erbliche, unheilbare halten, verheimlichen sogar die Symptome ihres Leidens und tragen Fremden gegenüber eine heitere, zufriedene Miene zur Schau. Auch hier heißt es zu Recht: Tout comprendre est tout pardonner — Alles verstehen heißt alles vergeben. Man begreift die Schwäche des Patienten und handelt danach. Direkt taktlos sind die teilnehmenden Bemerkungen: „Wenn es dir nur nicht geht, wie deinem Vater.“ oder „so hat dein Bruder auch angefangen.“

Bei wirklich Schwerkranken, besonders in akuten Fällen, sind Besucher meist verpönt oder nur für kurze Zeit zugelassen; dann gilt es nur ein freundliches Wort zu sagen, eine Blume oder eine Erfrischung zu bringen und mit dem Wunsche für gute Besserung baldigst zu scheiden. Aber bei allen denen, die ein langwieriges Krankenlager durchzumachen haben, sind verständnisvolle Besucher willkommen. Nicht dem Kranken fühlt die Umgebung am meisten die Wirkung der Abwechslung; einmal findet man ihn heruntergestimmt, mutlos; ein anderes Mal angeregt, hoffnungsfroh. Daß jemand, der soviel Zeit und Mühe hat, über sein Leiden nachzudenken, egoistisch und durch die Schmerzen nervös und reizbar wird, ist nicht zu verwundern; man setze sich nur selbst in solch eine bedauernde Lage und man wird es verstehen und Launen und Grillen ertragen lernen. Bei näherem Verkehr und bei Erkenntnis der Eigenheiten lernt man auch den Patienten behandeln, der sich meist bei Fremden lebenswürdiger gibt als bei seiner Umgebung, und dann versteht man den Wert der Ablenkung zu würdigen. Nicht selten, daß ein Kranker bei einer anregenden Unterhaltung, die vielleicht seine geistigen Interessen berührt und ihn fesselt, seine Schmerzen vollständig vergessen hat, während ihn umgekehrt die gar zu bedauerlichen Fragen nach seinem Befinden, die beständige Unterhaltung über das Krankentema, immer wieder daran erinnern und ihn förmlich zu dem so schädlichen Nachgrübeln zwingen.

Daran erinnere man sich, wenn man nach dem Gebote: „Die Kranken besuchen“ handelt, damit die Wirkung auch der guten Absicht entspreche.

Ob Selbstkritik.

Kritisch ist fast jeder Mensch veranlagt, nur zu sehr. Schon die kleinen Mädchen auf der Straße lassen es nicht an dem Urteil über alles fehlen, was ihnen an ihren Gefährtinnen in

Kleidung, Sprechweise, Benehmen, Lebensweise als anders geartet gegenübertritt. Man kann bei ihnen nun mitunter sehr stark ausgeprägt die Ueberschätzung der eigenen Art bemerken, die meistens mit der Neigung verbunden ist, alles Fremde von vornherein von der Seite zu betrachten, von der sich die Sache am wenigsten günstig zeigt.

Später wächst diese Neigung, besonders beim schöneren Geschlecht, dann erst recht, wenn nicht beizeiten Einhalt getan wird. Ja, sie ist dann zur Gewohnheit geworden, die dem Menschen selber kaum noch zum Bewußtsein kommt. Es gibt genug Frauen, die mit bester Ueberzeugung von sich sagen: „Ich rede niemand etwas Böses nach“, die in der Tat aber, fast ohne es zu wissen, immer heftig herumkritisieren und alles ganz anders machen würden, wenn sie an Stelle von Frau X. oder Fräulein Y. wären.

Vor diesem unerbittlichen Kritizieren anderer bewahren wir uns am besten, wenn wir unser kritisches Talent einmal vorzugsweise auf uns selber richten. Selbstkritik, strenge Prüfung unserer Handlungen und unserer Motive, wie selten findet sie sich bei Frauen!

Es gehört eben schon eine gewisse Fähigkeit zum objektiven Beobachten dazu, eine Ueberwindung des subjektiven Standpunktes, von dem aus unser liebes Ich sein Tun in schmeichelndem Lichte sieht, und auch die Handlungen, die sich wirklich nicht beschönigen lassen, vor sich selber noch immer mit besseren Absichten rechtfertigen möchte.

Eine vorurteilsfreie Selbstkritik ist uns Frauen wirklich sehr notwendig. Sie bewahrt uns vor der Ueberhebung, zu der auch die guten Hausfrauen oft bedenklich neigen, sie beugt aber auch der Gefahr vor, recht kleinlich zu werden, indem wir im engen Kreise unser Interesse immer mehr auf die Fehler unserer Nächsten richten, als es für die Bildung unseres Charakters gut ist.

Muß denn immer alles nach der gleichen Schablone gehen? Ist wirklich unsere Art, wenn wir sie einmal unparteiisch betrachten, so viel besser, als die unserer Nächsten, daß wir sie ihm gerne aufzwingen möchten? Die Welt ist ja gerade so reizvoll in der Vielheit ihrer Erscheinungen, in der Mannigfaltigkeit, indem jedes Ding seine Eigenart ausprägt. Und es ist niemals sicher, ob das, was bei uns gut und richtig sein mag, auch anderswo so am Platze wäre.

Es ist so häßlich, wenn manche Frauen, die auf Bildung Anspruch machen, niemand vorbeigehen lassen können, ohne ihn dreimal durchs kritische Sieb zu werfen, zu beleuchten, warum er ausgeht, zu unteruchen, ob er etwas verärrmt, ob er nicht zu großartig oder zu geschmacklos gekleidet ist. Laß die Leute doch, du hast es ja nicht zu verantworten, du beherst ja auch nichts daran. Die Hauptsache ist es doch, wenn du dich selbst auf rechten Wegen weisst, mit deiner Kleidung zufrieden sein kannst, dein Hauswesen wohl versorgt hast, wenn du in jeder Beziehung vor deiner Selbstkritik bestehen kannst. Niemand kann ja in die Haut des anderen schlüpfen und ihn ganz verstehen. Denjenigen aber, den wir am besten tadeln und am strengsten beurteilen sollten, lassen wir gar zu gerne mit mildernden Umständen durchschlüpfen.

Eine strenge Selbstkritik läßt nicht die wohlgefällige Selbstgerechtigkeit aufkommen, die den Verkehr mit manchen Leuten so unendlich macht. Wer kennt sie nicht, die Menschen ohne Fehler, die für die wunderlichsten Eigenheiten ihrerseits immer noch eine Auslegung finden, welche sie hoch über alle anderen stellt! Niemand können sie eingestehen, daß sie unrecht haben, aus dem einfachen Grunde, weil sie es wegen Mangel der einfachsten Selbstkritik nicht einsehen. Ja, das liebe Selbst! Es hält uns Augen und Ohren vor uns selber zu. Und die Töchter kritischer, selbstgefälliger Mütter werden auch beizeiten kritisch, wo nicht kritischer. Man kann die kleinen Mädchen daher nicht früh genug zur inneren Bescheidenheit erziehen, indem man die Neigung zu früherer Kritik nicht als Biß belacht oder gar als Äußerung eines überlegenden Verstandes beurteilt, sondern indem man die kritischen, kleinen Wesen bei solcher Gelegenheit unbarmherzig zur Selbstkritik bringt und auf die eigenen Mängel verweist. Am besten wirkt freilich das eigene Beispiel.

**** Die älteste weiße Frau in Amerika.** Frau Mary Ramsay Lemons Wood, hat im Mai das außerordentliche Alter von 120 Jahren erreicht. Sie wohnt in Portland, Oregon. Am 4. Juli wurde sie von General S. Williams, dem einzigen noch lebenden Mitgliede des Ministerkabinetts unter Präsident Grant, unter großen Feierlichkeiten als Königin von Oregon gekrönt. Frau Wood ist nachweislich am 20. Mai 1787 zu Knoxville, Tennessee, geboren. Sie war zweimal verheiratet; ihr erster Gemahl, Hr. Lemons, starb 1839. Sie zog 1852 von Missouri nach Oregon, wo sie sich in Washington County niederließ. Die lange Reise dorthin hatte sie im Sattel zurückgelegt. Ihren zweiten Mann, Hr. John Wood, heiratete sie am 28. Mai 1854. Die vier Kinder, welche sie ihrem ersten Manne schenkte, wurden alle sehr alt, jedoch lebt zurzeit nur noch die 1830 geborene Tochter Frau Katherine W. Southworth Reynolds. Frau Wood ist englischer Abstammung. Ihre Eltern hatten sich in Carolina niedergelassen und zogen von da nach Tennessee. Ihre Mutter erreichte ein Alter von 110 Jahren. Frau Wood wiegt jetzt 130 Pfd., ist lebhaft und rüstig und sehr unterhaltlich. Ueber die Laufbahn von Napoleon Bonaparte, der ein junger Mann von 18 Jahren war, als sie geboren wurde, spricht sie, als ob dessen Taten der Jetztzeit angehören. Sie war eine gereifte Frau von 34 Jahren, als Napoleon auf St. Helena starb, und ihr jüngstes Kind wurde nur neun Jahre nach dessen Tode geboren. Als Georg Washington starb, war sie ein Mädchen von 12 Jahren. Friedrich der Große von Preußen und Benjamin Franklin waren noch am Leben, als Frau Wood das Licht der Welt erblickte. Sie war schon Mutter, ehe Abraham Lincoln und Gladstone geboren waren. Da man Beispiele gehabt hat, daß Frauen mit 31 Jahren Großmütter wurden, wäre Frau Wood alt aenua aewelen, um die Großmutter der 1819 geborenen und 1901

verstorbenen Königin Viktoria von England zu sein. Als Kaiser Wilhelm I. 1797 geboren wurde, war Frau Wood bereits 10 Jahre alt. General Williams, der diese patriarchalische Frau zur Königin von Oregon krönte, ist selbst schon ein alter Mann von 83 Jahren; trotzdem könnte die um 37 Jahre ältere Frau Wood seine Großmutter sein.

ha Die Frauenstadt. Die Einwohnerzahl von Charlottensville ist für den Anfang des Monats Juni vom Statistischen Bureau der Stadt vorläufig auf 257 432 festgesetzt worden. Im Laufe des Monats Mai ist die Stadt noch etwas gewachsen, da anfangs nur 256 898 Köpfe gezählt wurden. Von den Einwohnern Charlottensburgs sind nach einer letzten endgültigen Feststellung 117 641 männlich, dagegen nicht weniger als 139 295 weiblich. Es ist also dort zurzeit fast 22 000 Frauen mehr als Männer.

Das alte Buch.

Märchen von Eva-Marie Stosch.

Es war einmal eine kleine Prinzessin, die war schön und freundlich zu jedermann, gleich, ob hoch oder gering. Und alle Untertanen ihres Vaters, des Königs, hatten die kleine Prinzessin daher auch sehr lieb, und wenn sie von ihr sprach, so sagten sie nur: „Unser Prinzesschen.“ Darin lag ihre ganze Liebe.

Nur ein Mensch war im ganzen Reich, dem machte die Königskind rechten Kummer. Und das war der Hofmeister, den der Unterricht erteilen sollte. Prinzesschen wollte durchaus nicht lernen.

„Liebes, gutes Prinzesschen,“ hat er gar oftmals freundlich, „lerne doch dieses nette kleine Abc, es ist wirklich nicht schwer, wie du fürchtest. Und wenn du es gelernt hast, bist ich deinen Vater, daß er dir ein neues Pferdchen schenkt.“

„Lieber, guter Hofmeister,“ erwiderte darauf die Kleine so freundlich, „ich würde schrecklich gern das Pferdchen haben, aber das Abc kann ich nicht lernen. Es geht wirklich nicht.“ So vermochten die glänzenden Versprechungen des Prinzesschen nicht zum Lernen zu bewegen. Wurde der Hofmeister aber einmal ärgerlich, so fing es an zu weinen. Das aber konnte der brave Mann nicht sehen; das heiße, klare Tränenbächchen brannte ihm ins Herz hinein, und er wurde gleich wieder freundlich.

Prinzesschen aber blieb so lieb und schön und dumm, wie immer gewesen.

Nicht weit vom Schlosse, in weinumsponnenem Gänseacker wohnte des Königskindes alte Kinderfrau. Die Kleine war sehr lieb und besuchte sie fast alle Tage. Dann saß die alte am Kofen, und das Mädchen schnarrte, und die Frau erzählte ein Märchen. Die kleine Prinzessin aber hörte eifrig zu, schnurrenden Mund und dem Märlein.

Eines Tages aber, da fand sie die Alte nicht spinnend am Fensterplatz, nein im Bett lag sie und war recht krank.

Nun kam das kleine Prinzesschen dreimal am Tage, brachte die besten Suppen und bat den Papa König, daß er der Alten seine weisesten Ärzte sende. Das tat der gute König auch, aber keiner konnte die Krankheit heilen. Immer schwächer wurde die Frau, und Prinzessin weinte bitterlich.

Da, eines Nachts, träumte das Königskind gar seltsam, das goldene Kinderbettchen kam wadelnden Ganges eine wunderliche Gestalt. Fast schien es, als sei es die alte Kinderfrau, aber nein, nur die gebückte Gestalt erinnerte an diese. Zwei großen Schultern aber saß — es war fast graulich anzusehen, statt des Kopfes ein großes, altes, dickes, schweinsledergebundenes Buch. Auf dem Deckel des Buches saßen zwei große Augen, Prinzesschen unheimlich anstarren. Und nun fing das schreckliche Wesen gar zu sprechen an, indem es die Deckel auf- und zuklappte wie zahllose Kiefern.

„Prinzessin, ich weiß ein Mittel.“

„Welches — Mittel?“ hauchte das träumende Prinzesschen ganz bang.

„Durch das deine alte Freundin gesund wird.“

Da vergaß die Kleine alle Furcht. „O, bitte, sag“ es mir, rief sie und streckte flehend die Hände aus. „Aber unheimlich verneinend wackelte das schweinslederene Wesen auf den hochgezogenen Schultern. Noch einmal klappte die Deckel auseinander und dumpf klang es aus ihrem Kinnern: „Ich wohne in der kleinen Rumpfkammer im Schornsteinwinkel.“

Da wachte Prinzesschen auf.

O wie lief sie am nächsten Morgen eilig die Treppe hinauf zur Rumpfkammer. Und richtig, da lag im Winkel neben dem Schornstein das große, dicke, schweinsledergebundene Buch. Sie riß es auf und schaute hinein. Und siehe, da lag es, das Buch, das sie so oft gelesen. Aber merkwürdig, der Mann konnte das Buch nicht blicken. Man holte andere Leute herbei, der ganze Hofstaat schloß schließlich sogar der König selbst. Aber keiner sah das Buch, nur das Prinzesschen selbst.

Und wiederum weinte das Kind bitterlich. Ach, es hätte gern die geliebte Alte vom Sterben errettet. Aber wie sollte das Mittel kennen lernen, das in jenem geheimnisvollen Stand, das niemand sehen konnte — außer ihm selbst?

Da nahm der Hofmeister sein großes, gelbtes Taschentuch und trocknete die Tränen der Weinenden. Und dann gab es das Abc.

Nun lernte Prinzesschen.

Und dann hat es wieder das dicke Buch vorgenommen, da es nun lesen konnte, fand es das verheißene Mittel — ganz als die Frau sich zum Sterben legen wollte.

Sie ist dann wieder gesund geworden und hat noch viele Jahre gelebt. Prinzesschen aber hat das Abc und die Bücher sehr lieb gewonnen.